



School
of secrets

*Verloren bis
Mitternacht*

Petra Röder



Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2013

Text © Petra Röder, 2013

Betreuendes Lektorat: Pia Trzcinska

Redaktion: Annika Krummacher

Umschlagbild: shutterstock.com / © Subbotina Anna

Umschlaggestaltung: formlabor

Innengestaltung: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-64660-001-8

www.carlsen.de

Petra Röder

School
of **D**ecrets

Verloren bis Mitternacht



KAPITEL 1



Meine beste Freundin Mona ließ das alte, in Leder gebundene Buch so heftig auf den Boden fallen, dass eine mächtige Staubwolke emporstieg. Ich hustete und drehte mich zur Seite, während sich die feinen Staubkörner im ganzen Raum verteilten.

»Hey, pass doch auf«, brummte Sean und wedelte sich mit der Hand Luft zu. Eine seiner strohblonden Locken fiel ihm in die Stirn, doch er blies sich die Strähne gleich wieder aus dem Gesicht.

Ich saß zusammen mit sechs anderen Mitschülern auf dem Dachboden unserer Woodland-Internatsschule. Alle sahen wir neugierig zu Mona, dem achten Mitglied unserer geheimen Runde, und warteten gespannt auf die von ihr angekündigten Neuigkeiten.

»Meine Güte, nun stell dich nicht so an«, sagte Mona und verdrehte die Augen. »Man könnte fast meinen, du wärst ein gewöhnlicher Mensch.«

Ich zuckte bei ihren Worten zusammen, und Sean gab ein empörtes Schnauben von sich. Mona warf mir einen beschämten Blick zu.

»Tut mir leid, Lucy. Das war nicht so gemeint«, entschuldigte sie sich. Ich schenkte ihr ein gequältes Lächeln und versuchte mir nicht anmerken zu lassen, wie tief mich ihre Bemerkung traf.

»Hast du mich gerade als gewöhnlich bezeichnet?«, erkundigte sich Sean mit einer erhobenen Augenbraue. Mona verzog das Gesicht zu einem angriffslustigen Grinsen.

»Willst du etwa behaupten, du seist etwas Besonderes?«, fragte sie lächelnd. Diese kleinen gegenseitigen Sticheleien gefielen ihr sichtlich.

Ich war froh, dass sie ihr Augenmerk jetzt wieder auf Sean gerichtet hatte, und sah neugierig zwischen den beiden hin und her. Mein Blick blieb an Sean hängen.

Er war ein wenig größer als ich, vielleicht einen Meter siebzig, wirkte aber trotzdem schlaksig. Seine Arme waren, im Verhältnis zu den anderen Gliedmaßen, etwas zu lang und hingen seitlich herab, als gehörten sie nicht zu ihm.

Seans hellblonde Locken fielen ihm bis auf die Schultern, und seine grau-blauen Augen musterten Mona ein wenig zu interessiert.

»Wenn ich ein gewöhnlicher Mensch wäre, könnte ich dann das hier?«

Kaum hatte er die Frage ausgesprochen, flackerten unzählige Lichtblitze um ihn herum, die sich stetig vermehrten, bis von seiner eigentlichen Gestalt nichts mehr zu erkennen war.

Genauso schnell, wie die Lichtpunkte aufgetaucht waren, erloschen sie auch wieder. Sean war verschwunden. Dort, wo er eben noch gesessen hatte, lag nun eine kleine, weiße Katze und sah Mona aus ihren großen, gelben Augen treuherzig an.

»Oh, wie süß«, säuselte meine beste Freundin und hob das Tier auf. Sie drückte den Stubentiger fest an sich und streichelte sanft über den zierlichen Kopf. Das Kätzchen begann laut zu schnurren und rieb sich behaglich an ihrer Brust. Ein wenig zu intensiv, wie ich fand.

Als das Tier wohligh mit den Pfoten zu treteln begann, schien Mona sich plötzlich zu erinnern, dass es sich ja um Sean handelte, der sich da genüsslich an ihr rieb. Sie packte die Katze im Nacken, hielt sie am ausgestreckten Arm von sich und funkelte das kleine Wesen finster an.

»Du notgeiler Idiot lässt keine Gelegenheit aus, was?«, fauchte sie. Für den Bruchteil einer Sekunde war mir, als würde das Kätzchen meine beste Freundin feist angrinsen. Im nächsten Augenblick erschienen erneut die Lichtblitze und hüllten das Tier vollständig ein. Es folgte ein lautes Poltern, gefolgt von einem entsetzten Gurren. Dann lag Sean auf Mona und grinste.

»Hallo, Schönheit«, neckte er sie und zuckte vielsagend mit den Augenbrauen.

»Runter von mir!«, zischte meine Freundin und stieß Sean von sich.

»Spaßbremse«, meinte er lächelnd, während Mona sich demonstrativ den Staub von der Kleidung klopfte.

Ich fragte mich, wann sich die beiden endlich eingestehen würden, dass sie mehr füreinander empfanden, als nur Freundschaft.

Der Dachboden der Woodland-Privatschule war irgendwann zu einer Art Abstellkammer umfunktioniert worden.

Dort lagerte alles, was nicht mehr gebraucht wurde. Unzählige Bücherkisten stapelten sich an den Wänden, und aus einer Ecke des Raums beobachtete uns ein menschliches Skelett, dem ein komplettes Bein fehlte.

Nach allem, was ich mittlerweile über unsere Internatsschule wusste, war es durchaus möglich, dass es sich bei dem anatomischen Modell um ein echtes Skelett handelte.

In diesem abgelegenen Raum, ganz oben im Dach des Westflügels, trafen wir uns immer, wenn es um etwas Geheimes oder Verbotenes ging. Dort waren wir ungestört und konnten sicher sein, dass uns niemand belauschte.

Mein Blick schweifte über die sieben Schüler und Schülerinnen, die außer mir noch anwesend waren. Alle anderen waren schon über achtzehn Jahre und besaßen eine übernatürliche Begabung. Nur ich war noch nicht volljährig, aber das würde sich in wenigen Tagen ändern, denn dann hatte ich endlich Geburtstag. Bisher hatte sich bei mir allerdings noch keine paranormale Fähigkeit bemerkbar gemacht.

Ich ließ die Schultern hängen und konnte ein lautes Seufzen nicht unterdrücken.

»Nun mach dir mal keine Sorgen«, versuchte mich Tim zu beruhigen. Er hatte meine Reaktion auf Monas Worte mitbekommen und legte mir sanft eine Hand auf den Arm.

»Spätestens in ein paar Tagen, wenn du Geburtstag hast, wirst du wissen, welche Gabe du besitzt.«

Ich sah hoch, und unsere Blicke trafen sich. Tims schokobraune Augen spiegelten das Lächeln wider, das auf seinen Lippen lag. Sein kurzes Haar

war wild zerzaust, weil er sich laufend mit der Hand hindurchfuhr. Ich nickte, obwohl ich nicht ganz so zuversichtlich war wie er.

Außerdem hatte er gut reden, denn er besaß ja bereits seine Fähigkeit, um die ich ihn wirklich beneidete. Tims Begabung war die Pyrokinese. Er konnte Feuer herbeirufen und beherrschen. Na ja, zumindest war er gerade dabei, es zu lernen. Das war auch der Grund, warum wir alle in der Woodland-Privatschule lebten. Hier lehrte man uns, mit unseren außergewöhnlichen Kräften umzugehen und sie zu kontrollieren.

»Ich habe es gefunden«, rief Mona aufgeregt und riss mich damit aus meinen Gedanken. Sie hatte das dicke, in Leder gebundene Buch aufgeschlagen und starrte fasziniert auf die Seite vor sich.

Plötzlich verstummten sämtliche Gespräche, und alle Augen waren nur noch auf Mona und die uralte Schrift gerichtet.

»Was hast du gefunden?«, erkundigte sich Wilson stirnrunzelnd.

Seine roten Haare leuchteten, und die Sommersprossen, die sein ganzes Gesicht bedeckten, wirkten im fahlen Licht der Deckenlampe wie Millionen kleiner Schatten.

Sein Zwillingenbruder Benjamin, der optisch das genaue Gegenteil war, räusperte sich. Er war gut zehn Zentimeter größer als Wilson, hatte braune, schulterlange Haare und dunkle Augen. Die Brüder waren zweieiige Zwillinge, was ihr unterschiedliches Äußeres erklärte.

»Der Grund, warum du so geheimnisvoll getan hast und wolltest, dass wir uns hier treffen, ist ein blödes Buch? Das ist doch wohl ein schlechter Scherz? Was ist das überhaupt für ein alter Schinken?« Benjamin deutete auf das Buch, das Mona jetzt mitten in den Kreis geschoben hatte, damit jeder einen Blick darauf werfen konnte.

»Das Buch der Angst«, flüsterte Mona ehrfürchtig und strich dabei sanft über die aufgeschlagene Seite.

Meine Mitschülerin Sarah, deren besondere Begabung die Heilkunst war, sprang entsetzt auf.

»Hast du noch alle Tassen im Schrank?« Sie machte einige Schritte rückwärts und deutete mit einem zitternden Zeigefinger auf das Buch. »Das Ding ist gefährlich und sollte eigentlich gar nicht mehr existieren«, sagte sie leise und wich noch ein Stück zurück.

»Jetzt mach mal halblang«, blaffte Mona sie an. »Solange wir uns das Buch nur ansehen, passiert rein gar nichts. Es wird erst gefährlich, wenn wir einen der Sprüche benutzen.«

Sarah biss sich nachdenklich auf die Unterlippe und schien sich nicht sicher zu sein, ob sie Mona glauben sollte. Schließlich holte sie tief Luft, nickte kaum merklich und setzte sich wieder auf ihren Platz.

»Was ist das ›Buch der Angst‹?«, erkundigte ich mich neugierig. Meine Freundin sah zu mir und lächelte. Dann wandte sie sich zu den anderen Anwesenden und sah jeden einen kurzen Augenblick an, um sich zu versichern, dass sie deren volle Aufmerksamkeit hatte.

»Dieses Buch wurde vor vielen Jahrhunderten von einem dunklen Hexer geschrieben. Es galt als eine Art Mutprobe für uns Begabte.«

»Was für eine Mutprobe?«, fragte Christian neugierig, während seine stechend blauen Augen hektisch zwischen dem Buch und Mona hin und her wanderten.

Während ich ihn verstohlen aus dem Augenwinkel beobachtete, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Christian war mindestens einen Meter fünfundachtzig groß und für meinen Geschmack viel zu muskulös. Allein sein Nacken erinnerte mich an den eines Stiers.

Chris, wie die meisten ihn nannten, war der Einzige, mit dem ich kaum Kontakt hatte und der mir irgendwie suspekt war.

Das lag sicherlich auch an seiner Fähigkeit, Illusionen zu erzeugen und somit die Wahrnehmung anderer zu manipulieren. Diese Begabung machte mir Angst, und ich war nicht scharf darauf, dass er sie an mir ausprobierte.

Außerdem war er arrogant und wollte in allem immer der Beste sein.

»Der Spruch in dem Buch führt die Benutzer in ein Haus mit

verschiedenen Räumen. Hinter jeder Tür verbirgt sich eine andere Welt mit ganz eigenen Wesen«, erklärte Mona und machte eine bedeutungsvolle Pause.

»Und weiter?«, forderte Tim sie auf und wedelte dabei ungeduldig mit der Hand.

Mona lächelte, als hätte sie nur darauf gewartet, dass jemand sie aufforderte, mehr zu erzählen. Sie holte tief Luft.

»In einem der Zimmer ist etwas versteckt, was man benötigt, um das Haus wieder verlassen zu können.«

»Und was ist das?«, wollte Wilson wissen.

Meine Freundin zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung, das steht nirgendwo.«

»Das soll wohl ein Scherz sein! Du glaubst allen Ernstes, wir gehen in diese Bruchbude, wo wir nach etwas suchen müssen, das uns wieder aus dem Haus herausbringt, und das, obwohl wir keine Ahnung haben, worum es sich dabei handelt?«, sagte Wilson spöttisch.

Mona warf dem rothaarigen Zwilling einen vernichtenden Blick zu.

»Ich habe noch nicht alle Bücher zu diesem Thema durch. Sicher werde ich bald noch einige Antworten finden!«, fauchte sie ihn an.

»Wenn du das sagst«, murmelte Wilson und verzog den Mund. »Wie viele Zimmer gibt es denn in dem Haus?«

Erneut zuckte Mona die Achseln.

»Das weiß ich nicht.«

Jetzt funkelte Wilson sie böse an.

»Hast du überhaupt von irgendetwas eine Ahnung?«

»Ja, habe ich«, sagte sie trotzig. »Ich weiß, dass man das Haus erst wieder verlassen kann, wenn man einen ganz besonderen Schlüsselgegenstand findet.«

Für einen Moment schwiegen alle und ließen Monas Worte auf sich wirken. Sarah, deren glatte schwarze Haare ihr bis weit über die Schultern

fielen, schlang die Arme um sich selbst, als wäre ihr kalt.

»Wo hast du das Buch her?«, fragte sie fast flüsternd.

»Beim freiwilligen Bibliotheksdienst habe ich es in einem der Archive im Keller gefunden«, antwortete Mona.

Sarah schauderte.

»Du solltest es dorthin zurückbringen«, sagte sie.

Chris runzelte argwöhnisch die Stirn.

»Wieso das denn? Ich hätte echt Bock darauf, dieses Haus der Angst mal unter die Lupe zu nehmen.« Seine blauen Augen hatten wieder dieses gefährliche Funkeln.

»Du spinnst wohl«, fuhr Sarah ihn an. »Weißt du nicht, was das letzte Mal passiert ist, als Schüler dieses Buch gefunden und benutzt haben?«

Chris sah sie ausdruckslos an und zuckte mit den Schultern.

»Was ist denn geschehen?«, fragte er gelangweilt.

»Zehn Schüler haben das Haus betreten, aber nur einer von ihnen hat es lebend verlassen.«

Die Stille, die daraufhin folgte, kam mir wie eine Ewigkeit vor. Ich sah in entsetzte und ängstliche Gesichter.

Sarah war kreidebleich, was bei ihr schon etwas heißen wollte, denn sie war ein eher dunkler Hauttyp, da ihre Familie aus Südamerika stammte.

Jetzt war sie so blass, als hätte sie in ihrem Leben noch niemals einen Sonnenstrahl gesehen.

»Ganz schön bescheuert, sich in Lebensgefahr zu bringen, nur wegen des Nervenkitzels«, stellte Tim kopfschüttelnd fest.

»Sie haben es nicht nur wegen des Nervenkitzels gemacht«, erklärte Mona.

»Weshalb denn dann?«, erkundigte sich Benjamin neugierig.

Mona holte tief Luft, zog das Buch zu sich und las vor:

*Nur der, der die Prüfung erfolgreich besteht,
den Ausgang findet und unbeschadet geht,
nur der, der die Gefahren im Haus überwindet,
gestärkte Kräfte an sich bindet.*

Die Stimme meiner Freundin klang fast andächtig. Eine gefühlte Ewigkeit sagte niemand etwas. Alle hingen ihren eigenen Gedanken nach und ließen die Verse auf sich wirken.

Schließlich meldete sich Sean nachdenklich zu Wort.

»Soll das heißen, dass sich unsere eigenen übernatürlichen Kräfte verstärken, wenn wir die uns gestellte Aufgabe gelöst und das Haus unbeschadet verlassen haben?«

Mona nickte zustimmend, und ihre Augen leuchteten wie die eines Kindes an Weihnachten.

»Ganz genau. Wer das Haus besiegt, dessen Kräfte verstärken sich um ein Vielfaches.«

»Das erklärt auch, warum sich immer wieder Schüler auf diese tödliche Mission begeben«, sinnierte Sean leise vor sich hin.

»Hallo?« Sarah sah sich kopfschüttelnd um. »Habt ihr vergessen, dass bei diesen Ausflügen etliche Schüler ums Leben gekommen sind? Also ich für meinen Teil bin mit meinen Kräften sehr zufrieden und werde ganz sicher nicht mein Leben aufs Spiel setzen, nur um etwas stärker zu werden.«

Trotzig verschränkte sie die Arme vor der Brust.

Mona zog die Augenbrauen nach oben und sah die Heilerin an.

»Du bist mit deinen Kräften zufrieden, weil du nicht weißt, wie es ist, noch stärker zu sein. Momentan kannst du vielleicht ein gebrochenes Bein kurieren, aber stell dir doch nur einmal vor, du könntest plötzlich Krebs heilen. Wäre das nicht Grund genug, sich auf ein solches Abenteuer einzulassen?«

Sarah sah Mona mit großen Augen an, und man konnte förmlich erkennen, wie es in ihrem Kopf arbeitete.

»Hört mal ...«, begann Chris und wartete, bis alle ihn ansahen. »Die zehn Nasen, die damals in das Haus gegangen sind, waren garantiert nicht so begabt und schlau wie wir. Zusammen werden wir den Ausgang finden, da bin ich mir absolut sicher. Ihr werdet euch doch dieses Abenteuer nicht entgehen lassen, nur weil einige unfähige Schüler es das letzte Mal nicht geschafft haben? Endlich können wir unsere Begabung einmal unter Beweis stellen, und wenn wir die Aufgabe lösen und somit das Haus besiegen, kann uns auch in der realen Welt niemand mehr etwas anhaben.« Er sah Beifall heischend in die Runde, doch die Mitschüler wichen seinem Blick aus.

»Wir sollen unser Leben riskieren, nur weil du auf den Nervenkitzel stehst?«, fragten die Zwillinge unisono. Ein dunkler Schatten legte sich auf Christians Gesicht. Er funkelte die Brüder finster an.

»Wenn ihr im Leben nichts riskiert, werdet ihr es auch niemals zu etwas bringen. Feiglinge gibt es schon zur Genüge«, brummte er.

»Wen nennst du hier einen Feigling?«, schrie Benjamin und sprang auf. Er hatte die eine Hand zur Faust geballt, während um die andere kleine blaue Blitze zuckten. Benjamins Fähigkeit war Elektromagnetismus. Er konnte Elektrizität erzeugen und diese gezielt gegen seinen Gegner einsetzen.

Wütend sah er auf Chris hinab, während die blauen Blitze immer heftiger wurden. Wilson packte die Hand seines Bruders und zog ihn wieder neben sich auf den Boden.

»Ganz ruhig, Bruderherz. Das ist es doch, was er will.« So unterschiedlich wie ihr Aussehen waren auch ihre Fähigkeiten.

Wilson war Meister der Telekinese. Allein mit seiner Willenskraft konnte er Gegenstände bewegen oder verformen, ohne sie zu berühren. Und wenn ich Meister sage, meine ich es auch. Im Gegensatz zu den anderen, die noch lernten, mit ihren Fähigkeiten umzugehen, war er schon nahezu perfekt. Benjamin warf Christian einen letzten, vernichtenden Blick zu.

»Ich finde auch, wir sollten es einfach probieren«, meldete sich Tim plötzlich zu Wort. Verblüfft starrte ich ihn an. Tim war normalerweise ein sehr intelligenter und ruhiger Schüler, der immer erst das Für und Wider

abwägte, bevor er etwas tat.

»Der Meinung bin ich auch«, stimmte Mona ihm zu. »Wenn wir alle zusammenhalten, kann uns doch gar nichts passieren. Außerdem wird das Ganze sicher ein Spaß.«

»Ein Spaß?«, wiederholte Sarah fast kreischend. »Bist du auf Drogen?«

»Keiner wird gezwungen, uns zu begleiten«, meinte Mona beschwichtigend. »Diese Entscheidung bleibt jedem selbst überlassen. Da ich nicht weiß, wie lange dieser Ausflug dauert, schlage ich vor, wir treffen uns am Samstagabend.«

Sie warf einen raschen Blick zu Christian und Tim, die zustimmend nickten. Lächelnd fuhr sie fort. »Also gut, jeder der mitkommen will, findet sich am Samstag um achtzehn Uhr hier ein. Bis dahin werde ich versuchen, so viel wie möglich über das Haus der Angst herauszufinden. Von allen, die nicht dabei sind, erwarte ich absolutes Stillschweigen.«

Christian stand auf und warf einen drohenden Blick auf die Anwesenden.

»Sollte einer nicht dicht halten und etwas verraten, dann kann er was erleben. Und was das bedeutet, muss ich euch ja nicht erklären.«

Mona klatschte abschließend in die Hände und grinste.

»Gut, dann sehen wir uns am Samstag«, zwitscherte sie vergnügt, nahm das Buch und erhob sich. Ich tat es ihr gleich. Nach und nach standen auch die anderen auf und verließen den Raum.

Mona und ich waren die Letzten. Nebeneinander schlenderten wir den Flur entlang auf dem Weg zu unserem gemeinsamen Zimmer.

»Ich wünschte, es wäre schon Samstag«, seufzte sie theatralisch. »Bist du auch schon aufgereggt?«

Ich sah sie verwirrt an, und erst ein paar Sekunden später verstand ich, was sie damit meinte. Mona glaubte allen Ernstes, dass ich sie ins Haus der Angst begleiten würde.

»Ich werde nicht mitkommen«, erklärte ich steif.

Meine Freundin blieb ruckartig stehen. Ich bemerkte es erst, als ich mich schon ein paar Schritte von ihr entfernt hatte. Ich hielt inne und drehte mich zu ihr. Sie starrte mich ungläubig aus ihren großen, blauen Augen an.

»Wie meinst du das, du kommst nicht mit?«

»Genau so, wie ich es gesagt habe. Ich werde auf keinen Fall mit euch gehen.«

»Aber wieso denn nicht?«, wollte sie wissen.

Ich schloss für einen Augenblick die Augen und atmete tief durch.

»Weil ich noch keine Fähigkeit besitze. Momentan bin ich ein ganz gewöhnlicher Mensch. Was, wenn ich in diesem Haus von irgendetwas angegriffen werde und mich nicht verteidigen kann? Ich fühle mich noch etwas zu jung zum Sterben.«

»Aber ich bin doch bei dir, und die anderen werden dich auch nicht aus den Augen lassen«, versicherte sie und sah mich mit dem Welpenblick an, den sie immer dann einsetzte, wenn sie etwas wollte.

»Ich glaube nicht, dass ...«, begann ich, doch Mona hob die Hand, und ich verstummte.

»Ich schwöre hoch und heilig, dass ich auf dich aufpasse. Außerdem bekommst du doch am Wochenende deine eigene Gabe.«

Ich seufzte.

»Falls ich überhaupt eine besitze.«

Bei allen Begabten - wie man Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten bezeichnete zeigte sich das jeweilige Talent spätestens am achtzehnten Geburtstag. In der Nacht von Samstag auf Sonntag, genau um Mitternacht, würde ich endlich erfahren, ob ich eine Gabe besaß und wenn ja, welche Fähigkeit ich mein Eigen nennen durfte.

Sollte gar nichts passieren, dann hatte man sich bei mir getäuscht, und ich würde ein ganz gewöhnlicher Mensch bleiben. So wie meine Eltern. Wie ich im Laufe der Zeit herausgefunden hatte, waren Begabungen zwar erblich, übersprangen aber meist einige Generationen.

Mona legte ihre Hände auf meine Schultern und sah mich mit vorgeschobener Unterlippe an.

»Bitte komm doch mit«, flehte sie mich an.

»Mal sehen«, gab ich grummelnd von mir. Mona nickte schweigend. Sie hatte aufgegeben, jedenfalls für den Moment.

Nachdem wir in unserem Zimmer angekommen waren und uns in die Betten gelegt hatten, redete Mona erneut auf mich ein. Sie versuchte mit allen Mitteln, mir das Versprechen abzurufen, sie am Samstag zu begleiten.

Aber den Gefallen tat ich ihr nicht. Selbst als sie mir anbot, einen Zauber zu sprechen, mit dessen Hilfe sich meine Klausuren ganz von alleine schreiben würden, sagte ich nicht zu.

Sichtlich am Ende mit ihrem Latein, versuchte sie es anschließend mit Erpressung und lautstarken Drohungen, doch ich ignorierte sie.

Es folgte ein ellenlanger Monolog über Freundschaft und gegenseitiges Vertrauen, den ich mit einem lauten Gähnen quittierte.

Zu guter Letzt drohte sie mir, mich mit einem Zauberspruch einfach zu zwingen, sie zu begleiten, doch auch darauf reagierte ich nicht.

Irgendwann wurde auch sie schließlich müde und gab sich geschlagen. Ich atmete erleichtert auf. Lange hätte ich das nicht mehr ausgehalten. Mona konnte reden wie ein Wasserfall und schien dabei kein einziges Mal Luft holen zu müssen.

KAPITEL 2



Dass ich bis zum heutigen Tag nicht wusste, welche Gabe ich hatte, wunderte nicht nur mich, sondern auch meine Mitschüler.

Mittlerweile war es schon über drei Monate her, dass ich eine Zusage vom Woodland College erhalten hatte, obwohl ich mich gar nicht dort beworben hatte. Man hatte mir sogar ein Stipendium angeboten, was mich noch stutziger gemacht hatte.

Ich war mir sicher gewesen, dass es sich bei dem Schreiben um eine Verwechslung handeln musste, und hatte sofort die für Rückfragen angegebene Telefonnummer angerufen.

Doch die freundliche Dame am Telefon hatte mir die Richtigkeit des Briefs bestätigt und mich zu einem Gespräch eingeladen. Kurz darauf hatte ich per Kurier ein Flugticket nach Montana erhalten.

Ich hatte nicht vorgehabt, das Angebot anzunehmen, und wollte schon absagen, da redete mir plötzlich mein Dad ins Gewissen.

»Du kannst es dir doch wenigstens einmal ansehen. Danach steht es dir immer noch frei, abzulehnen«, hatte er gesagt. »Ich würde dich ja begleiten, aber ich kann mir unmöglich freinehmen.«

Meine Familie lebte in einem Vorort von Miami, wo ich momentan noch zur Schule ging. Ich hatte mich bereits bei einigen Universitäten beworben, zu dem Zeitpunkt aber noch keine Zusage erhalten.

Ich wollte an eine Schule, wo ich Spaß haben und zugleich etwas für mein späteres Leben lernen würde. Die Universitäten in Kalifornien und Florida boten diesbezüglich die perfekten Voraussetzungen.

Dort war es meist warm, die Leute waren hip, und es herrschte eine Leichtigkeit, wie man sie nur in sonnigen Staaten erlebte. Ganz im Gegensatz zu Montana, dem bevölkerungsärmsten Bundesstaat der USA, der

nur aus Bergen und Wäldern bestand. Die absolute Einöde.

Mir war klar, warum meine Eltern so darauf erpicht waren, dass ich flog. Es lag an den Studiengebühren. Egal ob ich auf eine private oder auf eine staatliche Uni ging – Mom und Dad würden die Kosten übernehmen müssen.

Und die konnten sich meine Eltern momentan einfach nicht leisten. Sicher gab es Zuschüsse, doch es dauerte unendlich lange, bis diese bewilligt wurden.

Mein Vater hatte erst vor Kurzem einen neuen Job als LKW-Fahrer begonnen und befand sich mitten in der Probezeit. Es war also noch nicht einmal sicher, ob er nach dieser Zeit fest übernommen werden würde. Und meine Mutter hatte zu dem Zeitpunkt gerade ihren Job verloren, da das Restaurant, in dem sie als Kellnerin angestellt war, schließen musste.

Außerdem hatte ich hin und wieder Gesprächsfetzen aufgeschnappt und wusste, dass meine Eltern ernsthafte finanzielle Probleme hatten.

Schließlich gab es da noch eine Hypothek auf unser Haus, die abbezahlt werden musste. Die zusätzlichen Kosten meines Studiums würden sie kaum stemmen können. Also willigte ich ein, das Flugticket in Anspruch zu nehmen und mir anzusehen, was die Schule in Montana zu bieten hatte. Vor dem Flughafen in Helena wartete ein schwarzer Van mit dem Schriftzug des Internats auf mich. Ein kleiner, untersetzter Mann hinterm Steuer nickte mir lächelnd zu, als ich zögernd die Tür öffnete und ihn fragend ansah.

»Ms Carter?«, erkundigte er sich freundlich. Nachdem ich seine Frage mit einem Nicken beantwortet hatte, wurde sein Lächeln breiter. »Steigen Sie ein! Ich bin hier, um sie zur School of Secrets zu bringen.«

Irritiert warf ich einen zweiten Blick auf den Schriftzug, der fast über die ganze Seite des Wagens verlief. Dort stand in großen Buchstaben "Woodland College". Ich hatte mich also nicht getäuscht. Der Wagen gehörte zur Schule.

»School of Secrets?«, echote ich unsicher.

Der Fahrer kicherte und machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Ich meinte natürlich das Woodland College. Was es mit der Bezeichnung ›School of Secrets‹ auf sich hat, wird Ihnen die Rektorin sicherlich noch erklären.«

Mit einem etwas mulmigen Gefühl stieg ich in den Van und setzte mich auf einen der hinteren Plätze.

Verblüfft stellte ich fest, dass es keine anderen Fahrgäste gab. War das Fahrzeug nur meinetwegen hergekommen? Kaum saß ich, startete der Fahrer den Motor und gab Gas.

Wir fuhren an einem riesigen Staudamm vorbei, überquerten ein weiteres Gewässer und befanden uns schließlich im Nirgendwo.

Überall um uns herum blickte ich auf Wald, der gar kein Ende mehr zu nehmen schien. Die ganze Fahrt über geisterten die Worte »School of Secrets« in meinem Kopf herum. Weshalb hatte der Fahrer die Schule so genannt, und warum tat er so geheimnisvoll? War es vielleicht doch keine so gute Idee gewesen, hierher zu kommen?

Gerade als ich dachte, mein Fahrer hätte sich vielleicht verfahren, bog er in einen schmalen Waldweg ein. Ein mulmiges Gefühl beschlich mich.

Hoffentlich handelte es sich bei meinem Chauffeur auch wirklich um einen Angestellten des Woodland Colleges und nicht um einen durchgeknallten Serienmörder, der mich möglicherweise gerade in sein Versteck brachte, um mich dort in handliche Stücke zu zerteilen.

Kurz darauf fuhren wir durch ein großes Eisentor, und dann tauchte vor uns das mächtige Gebäude der Privatschule auf. Ich atmete erleichtert auf.

Nachdem ich ausgestiegen war, stand ich einige Minuten sprachlos auf dem Kiesweg und bestaunte das imposante Bauwerk vor mir.

Das College war ein grauer Steinkoloss, der optisch an eine Festung erinnerte. Zwei Türme ragten weit hinauf in den Himmel, und die Fassade zierten große Fenster im gotischen Stil, die nach oben hin spitz zuliefen. Die Bleiverglasungen spiegelten mythische Szenen wider und waren so

farbenfroh, dass man den Blick kaum davon abwenden konnte.

Ein paar Meter vor mir befand sich eine Treppe, die zu einer großen Eingangstür emporführte. Direkt daneben hing ein kupferfarbenes Schild mit der Aufschrift:

Woodland College
Private Universität der bildenden Künste

»Gehen sie einfach hinein, die Tür ist offen«, rief der Fahrer mir zu, stieg in den Wagen und fuhr davon. Ich war zu verdattert, um etwas zu sagen, und starrte dem immer kleiner werdenden Fahrzeug hilflos hinterher.

Einen kurzen Moment zögerte ich noch und sah an der düster wirkenden Steinfassade entlang, dann fasste ich mir ein Herz und stieg die Stufen nach oben.

Die Tür war, wie der Fahrer es prophezeit hatte, offen und machte ein knarzendes Geräusch, als ich sie aufzog. Ich trat in eine große Halle, deren Fußboden aus dunklen und hellen Steinplatten bestand, die wie ein Schachbrett angeordnet waren.

Auch die Wände innen bestanden aus grauem Stein und wurden von überdimensionalen Porträts und Wandteppichen geziert.

Ich machte ein paar vorsichtige Schritte in die Halle, bis ich ungefähr genau in der Mitte stand. Vor mir lag eine Steintreppe, die in die oberen Stockwerke führte. Rechts und links erstreckten sich zwei Gänge mit unzähligen Türen.

Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Halb zwölf mittags. Stirnrunzelnd sah ich mich um. Sollte man in einem Internat nicht hin und wieder auf einen Schüler oder Lehrer treffen?

»Ms Carter?« Ich wirbelte so erschrocken herum, dass meine Handtasche von meiner Schulter rutschte und zu Boden fiel. Eine große, schlanke Frau, die ich auf Mitte fünfzig schätzte, bückte sich, hob die Tasche auf und reichte sie mir lächelnd.

»Danke«, murmelte ich verlegen und schob mir den Riemen wieder über die Schulter.

Die Frau streckte mir, noch immer lächelnd, die Hand entgegen.

»Ich bin Martha Jackson, die Rektorin dieser Schule«, stellte sie sich vor. Ich schüttelte ihre Hand.

»Lucy Carter«, entgegnete ich und versuchte ihr Lächeln zu erwidern.

»Es freut mich sehr, dass Sie unser Angebot angenommen haben und zu uns gekommen sind. Ich schlage vor, wir gehen in mein Büro. Hier wird gleich der Teufel los sein, denn es klingelt bald zur Mittagspause«, erklärte sie und bedeutete mir, ihr zu folgen. Wir stiegen die Stufen nach oben und bogen dann rechts in einen Gang ab. Dort öffnete sie die Tür eines Zimmers und forderte mich auf einzutreten.

»Willkommen in meinem kleinen Reich.« Die Rektorin trat hinter einen großen Schreibtisch und ließ sich in ihren Bürosessel fallen.

Sie zeigte auf einen bequem aussehenden, gepolsterten Stuhl auf der gegenüberliegenden Seite und bat mich, Platz zu nehmen.

Während ich mich setzte, sah ich mich interessiert um. An allen Wänden bis auf die Fensterfront befanden sich deckenhohe, dunkle Regale, die mit Büchern vollgestopft waren.

Dort, wo kein Platz mehr gewesen war, um diese aufrecht ins Regal zu stellen, hatte man sie lieblos oben auf die anderen Bücher gelegt. Nicht wenige davon sahen sehr alt und wertvoll aus.

Das Klappern von Porzellan ließ mich wieder zu Mrs Jackson sehen. Auf einem kleinen Serviertisch neben ihr standen eine Kanne und diverse Tassen.

»Kaffee?«, fragte die Rektorin freundlich.

»Gerne«, antwortete ich. Sie schenkte ein und reichte mir eine Tasse. Ich nippte daran und musste feststellen, dass der Kaffee noch viel zu heiß war. Also stellte ich ihn vor mir auf dem Schreibtisch ab.

Ich hatte noch immer keine Ahnung, warum ich die Zusage erhalten

hatte, und wollte die Frage danach nicht länger aufschieben. Ich faltete die Hände im Schoß zusammen.

»Ich glaube, es handelt sich um einen Irrtum«, erklärte ich.

Mrs Jackson sah mich erstaunt an.

»Und weshalb sind Sie dieser Meinung?«

Nervös knetete ich meine Hände.

»Na ja, ich habe mich niemals an diesem College beworben, und deshalb denke ich, dass der Brief mit dem Angebot für das Stipendium ein Versehen sein muss.«

Die Rektorin musterte mich lächelnd. Für einen kurzen Augenblick sah ich ihr direkt in die Augen und hatte das Gefühl, sie würde direkt in mein Innerstes blicken.

»Liebe Ms Carter, ich kann Ihnen versichern, dass es sich bei dem Schreiben nicht um ein Versehen handelt. Sie haben den Brief von uns erhalten, weil sie auf der Liste stehen«, sagte sie sanft.

»Auf der Liste?«

»Sie stehen auf der Liste der Begabten«, antwortete sie.

Nun war ich völlig verwirrt. Ich gehörte in der Schule nicht zu den Schlechtesten, mehr aber auch nicht. Allein wenn ich an meine Leistungen in Mathematik dachte, zog sich mir der Magen zusammen.

»Sehen Sie, das ist der Beweis, dass es sich doch um einen Irrtum handelt. Ich bin eine ganz durchschnittliche Schülerin«, warf ich ein.

Erneut umspielte ein wissendes Lächeln ihre Lippen.

»Mit begabt meine ich nicht Ihre schulischen Leistungen«, entgegnete sie.

»Was denn dann?«, erkundigte ich mich verunsichert.

Mrs Jackson faltete die Hände vor dem Mund, wie zum Gebet. Ich bemerkte ein kurzes Stirnrunzeln, das jedoch umgehend wieder verschwand.

»Wahrscheinlich halten sie mich jetzt gleich für völlig verrückt«, begann die Rektorin. Ich verzog keine Miene und sah sie nur abwartend an. Sie holte tief Luft und seufzte.

»Gut, dann will ich ihnen erläutern, was es mit dem Wörtchen begabt bei uns auf sich hat. Wir sind kein herkömmliches College, sondern eine Schule für junge Menschen mit übernatürlichen Fähigkeiten.«

Ich starrte sie mit offenem Mund an. Hatte ich das eben richtig verstanden?

»Was meinen Sie mit übernatürlichen Fähigkeiten?« Sicher hatte ich mich verhört.

»Es handelt sich dabei um Begabungen, die nur sehr selten auftreten, aber so alt sind wie die Menschheit selbst«, erklärte sie ruhig.

»An unserem Institut befinden sich derzeit Hexen, Gestaltwandler, Pyrokinesen, Heiler und viele andere außergewöhnlich begabte junge Menschen.«

Mir fiel fast die Kinnlade auf die Brust. Auweia, wo war der Verstand dieser Frau denn falsch abgebogen? Wieso nur hatte ich auf meine Eltern gehört und war hierhergekommen? Das hier war keine schulische Einrichtung, sondern eine Irrenanstalt. Verunsichert sah ich zu Mrs Jackson, die mich neugierig musterte.

»Was soll ich dazu sagen?«, murmelte ich hilflos.

»Sie glauben mir nicht?« Die Rektorin schmunzelte.

Ach du liebe Zeit, jetzt nur keinen Fehler machen, dachte ich und biss mir auf die Unterlippe. Verrückten sollte man nicht widersprechen, wenn ich mich recht erinnerte.

»Doch, doch, ich glaube Ihnen«, antwortete ich, doch es klang wenig überzeugend. Gespielt erschrocken sah ich auf meine Armbanduhr und versuchte das Zittern meiner Hände zu verbergen. »Ja, also ... ich werde mir das Ganze in Ruhe überlegen und mich dann bei ihnen melden.« Jetzt nur keine hektischen Bewegungen machen. »Es war nett, Sie kennenzulernen«, erklärte ich und streckte ihr die Hand entgegen.

Mrs Jackson ergriff sie jedoch nicht. Unschlüssig sah ich zur Tür. Sollte ich mich einfach umdrehen und gehen?

»Ich kann mir gut vorstellen, wie das in Ihren Ohren klingen muss«, sagte sie sanft. »Vielleicht verstehen Sie ja, was ich meine, wenn ich es Ihnen zeige.« Abwartend sah sie mich an.

»Es ... es mir zeigen?«, stammelte ich bestürzt. Meine Güte, was meinte sie denn damit? Sie wollte mir doch hoffentlich nichts antun?

»Genau, eine kleine Demonstration wird Sie sicherlich von der Richtigkeit meiner Aussage überzeugen«, erwiderte sie.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich darauf reagieren sollte, und brachte nur ein recht dümmliches Grinsen zustande.

»Klar, warum nicht?«, entgegnete ich mit kratziger Stimme und hielt ganz nebenbei nach etwas Ausschau, das ich als Waffe benutzen konnte, falls diese Irre mir zu nahe kommen würde.

»Dann werde ich Ihnen zunächst eine Kostprobe der Telekinese geben, was bedeutet, dass ich Objekte allein mithilfe meines Geistes bewege.« Da bin ich jetzt aber wirklich gespannt, dachte ich, während ich Mrs Jackson gutmütig zulächelte und nickte.

»Bereit?«, erkundigte sie sich.

»Natürlich«, antwortete ich und überlegte, wie ich reagieren sollte, wenn nichts geschah. Doch noch bevor ich den Gedanken zu Ende gedacht hatte, drehte sich Mrs Jackson zu einem der vollgestopften Bücherregale und hob langsam die Arme, als wäre sie eine Dirigentin.

Ich beobachtete sie so fasziniert, dass ich erst Sekunden später wahrnahm, was um mich herum geschah. Mein Kopf schnellte herum, und ich kreischte laut auf, als ich die gut dreißig Bücher entdeckte, die sich ungefähr einen Meter über meinem Kopf sanft im Kreis drehten.

Das war unmöglich. So etwas gab es nicht.

»Glauben Sie mir jetzt?«, hörte ich die Stimme der Rektorin, doch ich konnte den Blick nicht von den Büchern abwenden, die langsam, aber zielsicher an ihren ursprünglichen Platz schwebten und in den passenden Lücken verschwanden.